

Adolf Frey als Bildniskünstler

Autor(en): **Württemberg, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Künstler. Weil nun das Schicksal Frey nicht nur Bücher auf den Schreibtisch wirbelte, sondern ihn mit den Menschen zusammenführte, werden die Biographien die merkwürdigen Dokumente eines Forschers, der eine künstlerisch fruchtbare und ehrenvolle Epoche schweizerischer Kultur nicht bloß erleben, sondern schildern konnte.

Jene, denen eine niemals engbrüstige, klare, gewissermaßen von unsern helve-

tischen Klassikern erprobte Auffassung unseres „Kulturwillens“ erstrebenswert ist, die werden durch das heute überall gelegte Minenfeld der Phrase zu jenen Werken unseres Meisters steuern, die in ihrer Ganzheit sich zu einer Geschichte derjenigen Charaktere der Schweiz runden, die dem Schweizergeist gültige Prägung verliehen haben. Ihnen aber hat Frey Sternfreundschaft gehalten. Es soll nie vergessen werden.

Dr. Eduard Korrodi, Zürich.

Adolf Frey als Bildniskünstler.

Nachdruck verboten.

Es gibt Bildnisse, die einen Menschen erschöpfend darstellen, die den Begriff dieses Menschen umfassen und ihn ein für allemal festlegen. Holbeins Bildnis Heinrichs des Achten ist unzertrennbar von dem Begriff „Heinrich der Achte“. Solche Bildnisse umreißen den äußeren wie den inneren Menschen, sie verkörpern die Idee, die jedem Menschen als das Persönliche zugrunde liegt. Adolf Freys Er-

innerungen an Gottfried Keller, seine Aufzeichnungen über Albert Welti, sein Meyer-, sein Böcklin- und Kollerbuch sind Bildnisse dieser Art. Sie haben die nämlichen Eigenschaften, die sich in den Meisterwerken der Bildnismalerei finden. Man erkennt mit einem Male, daß daselbe Künstlertemperament, dieselbe Talentmischung am Werke ist bei dem literarischen wie bei dem gemalten Bildnis.

Fragen wir uns, welcher Art die Legierung, die den Bildniskünstler ausmacht, sei, so wird man antworten müssen: Sinn für die große Linie und Liebe zum Kleinen und Kleinsten; Sachlichkeit und Intuition; Objektivität und menschliche Anteilnahme fast bis zur Selbstentäußerung;

strengste Passivität im Betrachten und stärkste Aktivität im Erfassen; Besonnenheit und Kühnheit. Selten treffen diese Bedingungen, die den Bildniskünstler ausmachen, in einer Person zusammen. In Freys Künstlertum erfüllen sie sich. Frey ist einer der seltenen Menschenbildner.

Sein Umriß hat Größe. „Man gehe solange um sein Modell herum, bis man es in sich hineingesehen hat, bis man



Katherine (eig. Françoise) v. Wattenwil (1645—ca. 1710), das Urbild der Heldin von Adolf Freys Roman „Die Jungfer von Wattenwil“.

es von allen Seiten zeichnen kann, und dann erst ziehe man den entscheidenden Kontur.“ Diese Worte des Bildnismalers, Ingres', lassen sich ohne weiteres auf Frey übertragen. Frey findet den Umriß aus dem Vollen, dem Rundum wie Ingres. Er sieht ihn bis zur letzten Formel durch wie dieser, und darum hat er Größe. Dabei entgeht Frey nicht das kleinste Detail; er sieht das verschwiegenste Augenzwinkern, er weiß, wie einer die Zunge bewegt beim Sprechen. Aber nie überwuchert das Detail den Umriß; es bereichert ihn, es zerstört ihn nicht. Frey bringt den Details, den kleinen Gernegroßen *raison* bei — um wiederum mit Ingres zu sprechen. Mit der Sicherheit eines Nachtwandlers zieht er aus der kleinsten seelischen Äußerung die verblüffendsten Schlüsse auf den Gesamthabitus, das Wesen, eines Menschen. Frey ist ein Bildner, er ist intuitiv, schöpferisch; er ahnt das Bild. Und doch ist vielleicht seine vornehmste Eigenschaft die Sachlichkeit; und Sachlichkeit ist vielleicht auch die vornehmste Eigenschaft des Bildniskünstlers überhaupt. Die Sachlichkeit, die *ratio* der Römer schuf in der antiken Porträtplastik einen Bildnisstil ohnegleichen. Und die Kunstgeschichte lehrt uns die merkwürdige Tatsache, daß Sachlichkeit Bildnisse in die Unsterblichkeit rettet, während alles andere zu jener Zeit an Kunst Hervorgebrachte dahingegangen ist. Freys Bildnisse sind wahr und schön. Sie erfüllen die Forderung Ingres': „Man muß die Schönheit durch die Wahrheit finden.“ Und es ist dieselbe Forderung, wenn Ingres an anderer Stelle sagt: „Die Alten haben nicht erfunden, sie haben erkannt.“

Wie Freys Sachlichkeit zu Kunst, zu Schönheit wird, ist das Geheimnis der Form. Er empfängt die Form, das Ge-
 feß, aus dem Objekt. Er geht ohne Vor-



Hortensia Eugenberg v. Moos, die gelehrte Bündnerin, die im letzten Kapitel von Adolf Freys Roman „Die Jungfer von Wattenwil“ eine Rolle spielt (seit 1634 Schloß Salenegg bei Mafensfeld Sitz des Geschlechtes).

ingenommenheit an sein Modell heran, er kennt kein Schema. Anders ist sein Keller, anders sein Meyer und anders sind Böcklin und Koller komponiert. Seine Komposition ist das Geheimnis seiner Form. Und es ist ein Genießen sonderer Art, hier seiner Kunst nachzugehen. Sie erklären zu wollen, erklären zu wollen, wie er die Schönheit fand, wäre so töricht, wie wenn man die Vornehmheit eines Raffael, eines Vermeer, eines Ingres oder des frühen Hodler erklären wollte. In jedem besonderen Falle ist die Schönheit eine andere, und sie ist von der Persönlichkeit des Künstlers nicht zu trennen. Das menschliche Miterleben, das bei Frey Zeile für Zeile als Unterton klingt, ist nicht zum mindesten ein Teil jener Wirkung. Mit stärkster Intensität hat er seine Bildnisse erlebt, aber er hat sein Erleben durch eine ebenso starke Kunstform gebunden. Besonnenheit und

Rühnheit haben diese Form geschaffen. Die Kunst unserer Tage ist dem Bildnis wenig günstig. Weder der Impressionismus noch die Bewegung zum Dekorativen, die den Impressionismus abzulösen scheint, haben im Bildnis Endgültiges geschaffen, so verblüffend auch einige der Lösungen eben durch die Beschränkung der Richtung sein mochten. Gerade das Bildnis fordert mehr als die Oberfläche, mehr als den Schein, mehr als ein paar gut gewählte Farbtöne geben können. Gewiß kann eine Redensart, eine flüchtige Geste eines Menschen unendlich aufschlußreich sein für sein Wesen, jedoch als Einzelheit herausgerissen und dargestellt, bleiben sie Oberfläche. Dürers

Worte „Es geht nit an, daß man über-rumpel ein Ding“ haben hier besondere Bedeutung. Ein gutes Bildnis ist immer Komposition; nur durch diese wird die Persönlichkeit im Bilde umrissen und gebannt. Dies erhärten uns die großen Menschenbildner Pisanello, Fouquet, Holbein, Ingres. Und in diesem Sinn will Freys Bildnis-kunst gewürdigt sein. Seine Menschen leben und werden leben und manchen parnassischen Frühling und Dichter-Kraut-herbst überdauern. Sie haben Ewigkeit, sofern wir es Ewigkeit nennen wollen, wenn von stillen Wänden herab uns würdige Männer und Frauen mustern oder lächelnd grüßen über Jahrhunderte hinaus.

Ernst Württenberger, Zürich.

Holländische Landschaft.

Zu den drei Radierungen der Verfasserin.

Ich wollte es auch einmal sehen, das topfebene Wiesenland, auf dem die weiß und schwarzen Kühe weiden, die Wasserstraßen in schnurgerader Linie laufen und in der Ferne die Windmühle, als einzig beweglicher Punkt, ihre braunen Flügel hurtig dreht. Daß es solch eine Mannigfaltigkeit besitzt, dies ebene Land, das ent-deckt, glaube ich, nur der, der längere Zeit da gelebt hat.

Ein Landstrich ist immer etwas in sich Abgeschlossenes und hat seinen Charakter. Das ist nun die Landschaft, wo die schwarzgrünen Eichen Herr sind und die alten Weidenbäume, die Heide, die außer ihrem roten Glöckchenteppich nichts aufkommen läßt, und die Fischerdörfer am Meer, wo die großen, starkknochigen Menschen wohnen, in Häuschen, wie Puppenstuben, so klein...

Wo ich am liebsten gewesen?

Ich glaube fast, auf der großen Wiese.

Lange fährt man auf dem Rad, bis man draußen ist. Dunkle, zackige Eichen stehen längs der Straße, und man weiß nicht, was dahinter kommen wird, so dicht schließen sie den Weg ein. Wenn man aber von weitem das Rauschen des Windes hört, dann weiß man, jetzt kommt sie, die große Wiese. Und man ist gar nicht enttäuscht, denn es ist ein grünes Meer, das sich vor einem aufstut. Erst kommen lange Wassergräben, wo die Frösche lustig

springen, dann ein Brücklein aus alten, roten Backsteinen — und nun ist man da. Die Bauern sind eben daran, das Riedgras zu schneiden, schon stehen die runden Heuhügelchen in langen Reihen, und auf dem frisch geschnittenen Boden spazieren Hunderte von Vögeln und schwirren dann auf einmal in die Luft, alle miteinander. Was ist es aber auch für eine Luft, so einladend, mit ihrem hellen kühlen Duft, ein feines Etwas, das keine grellen Farben aufkommen läßt! Mit Wonne läuft das Auge über das Wiesengrün hin — unendlich weit — bis es an der schmalen Horizontlinie stehen bleibt, wo die sonst so hohen Bäume, winzig klein, die Erde vom Himmel trennen.

Und die Wolken sind die Berge da draußen, nur viel reizvoller noch, weiß leuchten sie auch, wie der Schnee, und in ihrem heiteren Spiel segeln sie bald in gemächlichen Reihen daher, bald in leichten Flöckchen, als wären sie gar nicht imstande, in einigen Minuten als ungeheure Riesenmasse über die kleine Erde zu spotten... Einsam ist man nie da draußen, wie könnte man auch; man sieht und hört ja so viel! Alles ist wichtig und kann von weitem gesehen werden, und immer muß man raten, was es wohl sein könnte.

Jetzt taucht in der Ferne eine glänzende Schar auf. Es zittert in der Luft, als wären es Manen mit ihren beweglichen